Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 226
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
NO. 637 VINE STRASSE.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion.....Telephon Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Ave. Telephon South 3254
Newport, Ky., 939 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard C. Story
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 664 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Mittwoch, den 29. April 1914.

Das klingt ja wie eine Geschichte aus der feudalsten Zeit, daß der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha Straßen schließt, um das Wild in den Forsten vor Beunruhigung zu bewahren. Seremissimus ist der Ansicht, daß sein Wildgehege wichtiger ist, als die Wohlfahrt der Bürger. Serenissimus sollte zum Lande hinausgejagt werden.

Mit der Herstellung des Friedens in Mexiko steht es noch in sehr weitem Felde. Weder Präsident Wilson noch Huerta haben angedeutet, unter welchen Bedingungen sie zu einer Verständigung bereit sind. Besteht der Präsident darauf, daß Huerta resigniren muß, so hat er jetzt schon seine Antwort, denn dieser hat erklärt, daß er unter keinen Umständen zurücktreten und wenn die Ver. Staaten Truppen ihn aus der Hauptstadt vertreiben, seinen Regierungssitz irgendwo in den Bergen errichten wird. Diese in südlicher Uebertreibung gehaltene Deklamation wollen wir nicht zu ernst nehmen, aber feststehend ist, daß Huerta die Einladung, „sich dünne zu machen", nicht annehmen wird. Prophezeiungen, daß die amerikanischen Truppen nochmals den Weg von Vera Cruz nach der Hauptstadt machen werden, wie im Jahre 1846, haben daher eine gewisse Berechtigung.

In Deutschland kann man die völkerrechtlichen Verhältnisse, welche die Ver. Staaten in Mexiko geschaffen haben, nicht verstehen. Der Grund ist klar; sie sind unverständlich. Die Ver. Staaten begehen kriegerische Handlungen und behaupten, daß kein Krieg besteht. Sie haben keine Blokkade verhängt, konfisziren aber Kriegsmaterial, wenn es ans Land kommt. Das ist ein völlig unhaltbarer Zustand. Wenn die Ver. Staaten sagen, daß sie nicht im Kriege mit Mexiko stehen, so haben sie auch nicht das Recht, den auswärtigen Handel mit Mexiko in irgend welcher Waare, auch wenn es Kriegsmaterial ist, zu verhindern. Die Ver. Staaten berufen sich darauf, daß in letzter Zeit verschiedene Mächte friedliche Blockaden veranstaltet haben, demgemäß stehe ihnen dasselbe Recht zu. Allein unsere Regierung unterhält keine friedliche Blockade, sie hat auch eine solche nicht proklamirt. Sie läßt fremde Waaren in Mexiko hinein, aber kein Kriegsmaterial. Es ist blos eine Blockade gegen eine gewisse Sorte von Waaren. Das ist widersinnig.

Frank A. Vanderlip, der Präsident von Rockefellers Bank, will das Volk zum besseren Verständniß von ökonomischen Prinzipien erzogen sehen. Den Mangel an Erziehung findet er in dem Verlangen nach Gesetzen zur Kontrolirung der Geschäfte; speziell hat er dabei die Eisenbahnen vor Augen, die durch allerlei Regulationen gehemmt werden. Er hält sie für unberechtigt, weil die Eisenbahnen nicht dem Volke gehören, sondern den Aktienbesitzern. Diese Darlegung beweist, daß Herrn Vanderlip eine ökonomische Erziehung besonders noth thut. Eine Bahn ist, auch wenn mit privatem Kapital gebaut, ein öffentliches Unternehmen und unterliegt Regulationen durch den Staat. Dazu gehören Vorschriften über die Fahr- und Frachtgebühren, über prompte Beförderung der Frachten und Sicherheit der Passagiere und nicht zum Mindesten über die Kapitalisirung selbst, das heißt über den Aktienschwindel. Anstatt der Eisenbahnen will Vanderlip, daß die Farmer über ihre öffentlichen Pflichten belehrt werden. Diese blicken um 60 Prozent hinter den möglichen Erträgen ihrer Farmen zurück und das sei ein soziales Unrecht. Diese Rückständigkeit ist zum größten Theil die Schuld der Regierung, die absolut nichts für die Farmer thut. Sie verschafft ihnen keinen genügenden Kredit, wie das in anderen Ländern geschieht und hat erst jetzt angefangen, ihnen die wissenschaftliche Ausbildung zu gewähren, die in europäischen Ländern schon seit einem halben Jahrhundert geboten wird.

Rockefeller hat eine lange Vertheidigungsschrift losgelassen, in welcher er den Beweis zu erbringen sucht, daß er die Bergleute in Colorado, die gegen ihn streiten und gegen welche die Miliz so fürchterlich gehaust hat, gerecht behandelt hat. Für Außenstehende hat solche Erklärung keinen Werth, da sie nicht in der Lage sind, die Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Von Interesse ist blos die prinzipielle Seite des Kampfes, die Rockefeller hervorhebt. Er sagt, er könne auf das Ansinnen, seine Bergwerke und Werkstätten in Colorado zu unionisiren, nicht eingehen, weil er dadurch den Arbeitern, in den gesammten Ver. Staaten ein großes Unrecht zufügen und den wichtigen Grundsatz außer Augen lassen würde, daß es die Pflicht des Staates sei, Ruhe und Ordnung um jeden Preis und unter allen Umständen herzustellen. Den Verrath an den Arbeitern würde er dadurch begehen, daß noch nicht zwanzig Prozent der Arbeiter in den Ver. Staaten Unionen angehören, woraus hervorgeht, daß die übrigen 80 Prozent Unionen nicht angehören wollen. Durch Anerkennung der Unionen würde er ihnen das Recht zugestehen, eine Herrschaft über Nicht-Unionisten auszuüben. Zu solcher Prinzipienlosigkeit und Ungerechtigkeit würde er sich aus Arbeiterfreundlichkeit nicht verstehen. Das klingt sehr pathetisch, aber der Pathos ist hohl. Daß blos zwanzig Prozent der Arbeiter organisirt sind, liegt daran, daß Unionen sich nur dort gründen und aufrechterhalten lassen, wo eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt sind. Die übrigen Arbeitskräfte sind in kleinen Gruppen über das ganze Land vertheilt. Viele Berufe, wie die der Feldarbeiter sind überhaupt einer Organisirung nicht fähig. Daraus ergibt sich, daß die unorganisirten Arbeiter wohl zu Unionen gehören wollen, aber es nicht können. Der edle Wohlthäter, Herr Rockefeller, soll nur die Nicht-Unionisten, die er jetzt beschäftigt, fragen, ob sie willens wären sich einer Union anzuschließen. Er wird sich hüten, eine solche Frage zu stellen, da er die Antwort voraussieht. Jetzt haben wir noch ein Wort mit dem Rechtslehrer Rockefeller zu sprechen. Daß der Staat für Ruhe und Ordnung sorgen muß, ist richtig; daß es aber auch die Pflicht des Staates ist, die Umstände zu untersuchen, aus welchen sich die genannte Störung ergibt, ist nicht minder richtig und speziell unbestreitbar ist die Pflicht des Staates, den Umständen entgegen zu wirken, aus welchen sich solche Störungen ergeben. Hat Rockefeller mit seinen Angaben über die Behandlung seiner Arbeiter die Wahrheit gesagt, nämlich, daß ihnen alles geboten wird, was sie als Unionisten erlangen könnten, so ist nicht verständlich, warum er die Anerkennung der Unionen verweigert die doch zu sofortiger Wiederherstellung der Ordnung führen würde. Der Grund für diese Weigerung kann nur darin bestehen, daß er entweder nicht die Wahrheit gesagt hat oder daß er die Konzessionen nur zeitweilig gemacht hat, um sie wieder zu entziehen, sobald er die Union völlig aus dem Wege geräumt hat.

Billigere Nahrungsmittel.

In Chicago ist man allen Ernstes mit der Aufgabe beschäftigt, den Preis der Nahrungsmittel zu verwohlfeilen. Das ist ja auch nicht zu verwundern. Wie jede Weltstadt hat Chicago eine zahlreiche Bevölkerung, die mit geringem Verdienst ihr Auskommen finden muß. Muß diese einen hohen Preis für den Lebensunterhalt bezahlen, so ist ein weitverbreitetes Elend die naturgemäße Folge. Um nun zu sehen, was sich zur Linderung des Elends thun läßt, hat die municipale Markt-Kommission mit statistischen Erhebungen angefangen. Diese haben ergeben, daß die Stadt Chicago jährlich $321,208,146 für Farmprodukte verbraucht. Davon erhalten die Farmer $170,240,317, die Eisenbahnen $22,484,570, die Großhändler $32,120,817 und die Kleinhändler $96,362,444. Nach Ansicht der Kommission lassen sich die beiden letzteren Posten bedeutend herabsetzen, der Profit der Großhändler könnte auf $12,848,326 und der der Kleinhändler auf $64,421,269 verkürzt werden. Das würde für den Kopf der Bevölkerung eine Ersparniß von $21.47 das Jahr und für die Durchschnitts-Familie von $98.76 bedeuten. Das ist eine lohnende Summe. Eine Minderausgabe von nahezu hundert Dollars das Jahr für eine arme Familie würde viel dazu beitragen, das Elend zu mildern. Die Unterernährung, welche die vielen Krankheiten verursacht, würde aufhören und auch das Bedürfniß nach besseren Wohnungen könnte befriedigt und dadurch viel zum Behagen und zur Gesundheit und nicht zum Mindesten zur Förderung der Sittlichkeit beigetragen werden, denn ungenügende Behausung ist ohne Frage einer der Hauptfaktoren der Ungesundheit und Unsittlichkeit in den Großstädten.

Die Frage ist nun, wie dieses wünschenswerthe Ziel sich erreichen läßt. Die Kommission ist der Ansicht, daß vermittelst der vorstädtischen Frachtwagen ein direkter Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten, unter wesentlicher Ausschaltung des Zwischenhandels, sich herstellen ließe. Diesem liegt die Berechnung zu Grunde, daß bei solcher Erleichterung des Transports die Farmer es vorziehen würden, ihre Waaren zu Markte zu bringen, anstatt, wie es jetzt in großem Maße geschieht, ihre Produkte auf der Farm an die Großhändler zu verkaufen und der daraus sich ergebende größere Profit für den Farmer würde ihn zu stärkerer Produktion anspornen, die jetzt hinter der Ertragsmöglichkeit zurücksteht, weil häufig der von den Großhändlern gezahlte Preis unlohnend ist.

Daß Chicago jetzt schon öffentliche Märkte besitzt, welche dem Publikum Gelegenheit bieten, mit den Farmern direkt in Verkehr zu treten, sollte gegen die beabsichtigte Reform sprechen. Wie es sich aber mit diesen Märkten verhält, darüber ertheilt die Kommission Aufschluß, der allen Großstädtern in den Ver. Staaten vertraut klingen wird, da überall die gleichen Verhältnisse obwalten. Die Angaben gehen dahin, daß die Märkte, wie sie jetzt bestehen, lediglich den Zwischenhändlern dienen und nicht dem Publikum. Ehe der Markt begonnen hat, kommen die Marktverkäufer und nehmen den Farmern einen Theil ihrer Waaren ab. Außerdem stellen sich die Groß- und Kleinhändler ein, so daß der Markt zum bedeutendsten Theile schon ausverkauft ist, ehe er begonnen hat. Ein Jahrhunderte altes Gesetz, das die Ver. Staaten von England übernommen haben und neuere Gesetze verbieten das wohl, aber es macht sich die alte Beobachtung geltend, daß Niemand sich um die Vollstreckung der Gesetze kümmert. Aus diesem Grunde empfiehlt die Kommission, daß die Behörden hierin besser als bisher ihre Schuldigkeit thun. Vielleicht wäre es angebracht, eine Anzahl Marktmeister ins Gefängniß zu schicken, die zusehen, wie vor ihren Augen Waaren vor Beginn des Marktes in gesetzwidriger Weise verkauft werden, ohne dagegen einzuschreiten. Wenn nicht auf die Dauer, vermaas doch für den Augenblick von Nutzen sein.

Allein, um sicher zu gehen, daß die ärmere Bevölkerung billigere Nahrungsmittel erlangt, empfiehlt die Kommission drastische Maßregeln. Ein städtisches Amt soll errichtet werden, um den Marktpreis und den Vertaufspreis von Farmprodukten festzustellen. Ergibt es sich zu einer Zeit, daß dem Publikum ein zu hoher Preis abgenommen wird, dann soll die Stadt den Verkauf von Nahrungsmitteln selbst in die Hand nehmen und sie zum Marktpreis mit Hinzufügung der Verwaltungskosten abgeben. Was die Waaren unter städtischer Verwaltung kosten würden, darüber fehlt jedwede Auskunft. Wenn Zustände obwalten, daß die städtischen Beamten mehr für die Waaren berechnen, als sie gekostet haben und für jeden Sack Kartoffeln ein besonderer Beamter angestellt wird, dann wird das Publikum dabei nicht besser fahren, sondern bedeutend schlechter. Bei guter und ehrlicher Verwaltung sollte es jedoch möglich sein, dem Publikum Werthvolles zu bieten.

Der Gedanke liegt nahe, daß das Gleiche ohne Hilfe der Behörden, durch Konsumvereine zu erlangen wäre. Daß noch keine Anstalten in dieser Richtung getroffen werden, ist zu verwundern. Es wäre zu bedauern, wenn das amerikanische Volk sich schon dermaßen an Beamtenherrschaft gewöhnt hätte, daß es nichts mehr aus eigener Kraft zu leisten vermag. Allein da bislang die Konsumvereine in diesem Lande noch nicht eingeführt worden sind, oder nur in höchst geringem Maße, so würde vielleicht ein einziger städtischer Markt im ärmsten Stadtviertel angezeigt sein, um dem Gesammtpublikum zu zeigen, was durch Selbsthilfe sich erreichen ließe. Daß eine Stadt dauernd und in vollem Umfange die Lieferung von Nahrungsmitteln auf sich nimmt, dürfte schwerlich dem Publikum zum Vortheil gereichen.

(„Chicago Abendpost".)

Brief aus Oesterreich-Ungarn.

Die riesige Popularität des Lotteriespiels in Oesterreich-Ungarn.—Ein Schaden für die ganze Bevölkerung. — Großer Erfolg der neuen Klassenlotterie. — Wie der Haupttreffer herauskam und wohin er wanderte. — Die kleinen Waisenmädchen und der „grantige" Herr. — Aberglaube der Spieler. — Verhältnißmäßige Abnahme der ländlichen Bevölkerung in der einen Reichshälfte.

Wien, 11. April 1914.

Ein trauriges Zeichen ist die Beliebtheit des Lotteriespiels in Oesterreich-Ungarn. Denn man kann sagen: Je ärmer die Bevölkerung, je mehr fröhnt sie diesem volksthümlichen Hazard. In den reichen Ländern, also in England, Frankreich, Deutschland, und vor allem den Vereinigten Staaten, merkt man nicht viel davon. Früher war das anders in Deutschland, da wurde auch bei jeder Gelegenheit, wo es galt, die breiten Massen zu Beiträgen für dies oder jenes mehr oder minder verdienstliche Unternehmen heranzuziehen, der Klingelbeutel in Gestalt einer Lotterie gerührt. Aber heutzutage ist Deutschland ein reiches Land, jedenfalls viel reicher als das benachbarte Donaureich; da braucht man sich solcher Mittelchen nur ausnahmsweise zu bedienen. Der Kölner Dom wurde noch ganz und gar mittels der Lotterie vollendet und renovirt, und es nahm eine ganze Reihe von Jahren, ehe die benöthigten großen Summen erflossen. Aber heute, da beschließt die Nation, zu Zwecken der militärischen Vertheidigung sich selbst auf einen Ruck mit der Kleinigkeit von tausend Millionen Mark zu besteuern, und presto! das Geld ist da.

Leider stet's mit Oesterreich-Ungarn sehr viel anders. Gerade wie in anderen minder vorgeschrittenen Ländern, in Italien und Spanien, betrachtet der Staat das Lotteriewesen mit äußerst günstigen Augen, als eine Steuerquelle, die fast von selbst fließt, wobei sogar der thatsächlich Besteuerte noch gute, heitere Miene zum bösen Spiel macht und gar nicht merkt, daß am Ende nur er allein der verlierende Theil ist. Wenn es nicht so traurig wäre, so wäre es wirklich zum Lachen, mit welcher rührenden Einfalt das arme Volk hier in der Doppelmonarchie sich für die Lotterie begeistert; mit welchem Herzklopfen Tausende und Abertausende jede Ziehung erwarten; wie sie des Nachts von einem großen Gewinner träumen; wie sie, nachdem die letzte Ziehung vorüber, andächtig, fast ehrfurchtsvoll, von den Gewinnern des großen Looses sprechen. Die Dienstmägde sparen und sparen, um kreuzerweise die 40, 80 oder selbst 200 Kronen zusammenzubringen, die erforderlich sind zum Ankauf eines Viertel-, Achtel- oder ganzen Looses. Der ärmste Familienvater sogar, der mit den Seinen sich das Geld am Munde abdarben muß, schleppt sein Scherflein zum Kollekteur. „Man muß ja do dem Glücke die Hand reichen", sagt er, und was dergleichen landläufige Ausdrücke mehr sind. Und nachdem er abermals eine Niete gezogen oder besenfalls seinen Einsatz wieder hat, nachdem er dies jahrelang gethan, verläßt ihn sein Glaube an die wundertätige Lotterie noch beileibe nicht.

Und beschließt er am Ende den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

So wurde denn auch hier die Einrichtung der ersten Klassenlotterie, die vor Kurzem erst erfolgte, mit einer Spannung und einem tiefen Interesse verfolgt, die einer besseren Sache würdig waren. Und wie nun die Ziehungen der letzten, der fünften Klasse, begannen — 25 Tage lang, jeder Tag machte um eine Hoffnung ärmer — da war bei den „kleinen Leuten" hier in Wien und auf dem flachen Lande schon von gar nichts mehr die Rede, als von der Klassenlotterie, von ihren fabelhaft hohen Gewinnsten, von der hohen „Prämie" von 700,000 Kronen, von dem anderen großen Gewinn zu 300,000, dem zu 200,000, und selbst von den vielen kleineren. Ein wahrer Taumel hatte diese armen naiven Menschen gepackt. Und die Zeitungen hier trugen ihr redliches Theil dazu bei, daß diese Stimmung anhielt. Nicht nur spaltenlange Berichte, sondern seitenlange wurden geliefert, um die fieberhafte Ungeduld der Loosinhaber auf dem Siedepunkt zu halten. Die hunderttausend Loose, die sich auf wohl eine Viertelmillion Menschen vertheilten, denn die große Mehrzahl hatte kein ganzes Loos genommen, gingen weg wie warme Semmeln. Und dann, wie gesagt, kam die lange Pause, während der jeder hoffte. Ich ging eines Tages hin nach dem Beethovensaal, um mir den Rummel einmal anzusehen. Es war ganz interessant. Namentlich wenn man die Gesichter studirte. Kleine Waisenmädchen waren es (wie die Tradition ja vorschreibt), weißgekleidet und mit bloßen Armen (damit sie nicht etwa Hokuspokus verüben könnten), die die Loose aus den beiden großen Rädern — eins für die Loose selbst, das andere für die Gewinne — herausholten, immer ein Gewinn auf zwei Loose. Der Lotteriespieler ist ja sehr abergläubisch, wie alle Spieler. Es kam da ein alter Herr herein, näherte sich den Rädern, beobachtete die Sache eine Zeitlang, und brummte dann im Tone eines Beleidigten: „Nur Mädchen, immer nur Mädchen — warum kei Bub'n?" Aber da kam er schön an. Sofort schaarte sich eine Gruppe um ihn „Sö, dös verstehn's halt nöt. Gangens hoam." Und er „geng".

Als dann schließlich der große Tag kam, wo der Haupttreffer mit den 700,000 herauskam, war das ein Geschrei, eine Aufregung und ein Lamentiren im ganzen Lande. Er war nach Graz gefallen, dieser Haupttreffer, auf das Loos No. 18,629, und zwar war dieses Glücksloos von dem Kollekteur in Achteln an verschiedene Parteien abgegeben worden, wovon der eine, ein dortiger Oberst, sogar zwei Achteln genommen, zwei Schneiderinnen dagegen zusammen das eine Achtel gekauft hatten, ein anderes wiederum von einer Gruppe niedriger Grazer Beamten gemeinsam erworben worden war. Kurzum, der Hauptgewinn vertheilte sich recht hübsch. Ob er jemand auf die Dauer glücklich machen wird, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, denn ich spüre es täglich im Umgange mit Leuten aus den Kreisen, auf die die Lotterien namentlich gemünzt sind, daß der sittliche und ökonomische Einfluß dieser Lotterien ein entschieden schädlicher ist. Er verhindert die Leute an einem vernünftigen Sparsystem, er verhindert sie daran, vernünftige Pläne für die Zukunft zu machen, und lieber alles auf die eine Karte zu setzen, auf die eine unvernünftige Hoffnung zu bauen, daß der Glücksblitz auch einmal bei ihnen einschlagen und sie ohne Mühe, ohne weitere Gedanken mit einem Ruck aus bitterer Armuth in den Wohlstand erheben kann. Und ich finde es auch nicht hübsch von dem Staate, daß er, anstatt diese armen Unwissenden, die ja doch nicht klar für sich denken können, allmählich eines Besseren zu belehren, sich durch deren Unverstand bereichert. Dies ist nicht nur nicht hübsch, sondern es ist auch thöricht. Auf die Dauer bezahlt sich's nicht. Allein was sage ich da! Vergesse ich doch momentan gänzlich, daß die höchste Staatsweisheit in diesem Lande lautet: Es wird fortgewurstelt.

* * *

Eine Erscheinung, die fast in sämmtlichen Kulturländern bemerkt wird, macht sich auch hier in Oesterreich-Ungarn geltend, wiewohl nicht in dem Maße wie anderwärts. Nämlich die relative oder absolute Abnahme der ländlichen Bevölkerung, im Verhältniß zur städtischen. Aus der soeben zur Veröffentlichung gelangten amtlichen Statistik für Oesterreich, laut Zensus von 1910, stellen sich die Ziffern so:

Von je 1000 Berufszugehörigen entfielen auf

	1890	1900	1910
Land- u. Forstwirthschaft	559.8	524.5	464.3
Industrie und Gewerbe	242.4	251.8	264.8
Handel u. Verkehr	105.7	115.6	124.0
Oeffentl. Dienst u. freie Berufe	95.1	108.3	126.9

Daraus geht hervor, daß, während die ländliche Bevölkerung fast stationär geblieben ist — und außer anderen Ursachen ist das ja kein Wunder, da die starke Auswanderung sich fast ganz und gar aus bäuerlichen Kreisen rekrutirt — eine mäßige Zunahme in Industrie und Handel, sowie eine sehr starke Zunahme in der letzten Rubrik, „öffentlicher Dienst und freie Berufe", stattgefunden hat. Die Zahl der so Bediensteten ist in Oesterreich seit 1890 von 2,275,211 auf 3,625,199 angewachsen. Zuviel Bureaukratisches! Diese Belege gelten, wohl verstanden, hier nur für die eine Reichshälfte, Oesterreich, und durchaus nicht für Ungarn. Das ist noch heute ein ausgesprochenes Agrikulturland. Und trotz krampfhafter Bemühungen wird Ungarn das wohl auch noch auf eine Reihe von Jahren bleiben. Zur Industrie ist es noch nicht reif. Die fordert unter anderem viel Kapital. Und das hat Ungarn noch nicht. In dieser Beziehung muß es sich immer noch auf Oesterreich verlassen, so sehr ihm das auch wider den Strich geht. Eines schickt sich nicht für alle.

Wolf von Schierbrand.

Berliner Oster-Ausflüge.

Gegen Ende des Winters macht sich beim Großstädter der Drang nach der Natur mit der Stärke eines unwiderstehlichen Triebes bemerkbar; es gibt dann Tage, wo sozusagen die ganze Mitzionenmasse „losgelassen" werden muß, und sei das Wetter noch so schlecht, mag es schneien, hageln oder Gutzreaen vom Himmel schütten. Das ist dann ganz gleichgültig, besonders in Berlin. Der Berliner verlangt eigentlich gar nicht einmal den Frühling: er begnügt sich schon mit der Illusion des Frühlings. Ein paar grüne Sträucher am Rande des Ackerlandes, ein paar unter den Kiefern herausgestellte Wirthstische mit weißen Decken genügen ihm; Frühling ist, wenn man sich im Freien ins Wirthshaus setzen kann. Ostern erlebt also immer eine große Sehnsuchts-Bethätigung nach der freien Natur, man zieht aus, gleichviel ob man den Frühling findet oder nicht. Nun war diesmal aber wirklich an den beiden Ostertagen schönes Wetter, und zwar nach langen trostlosen Wochen: das rechte Frühlingswetter mit blauem Himmel, zartgrünem Laube in Gehölzen und Parks und einer warmen Luft, bei der man den Winterpaletot endgültig zum alten Eisen wirft. Nun schwärmte man erst aus, nicht zu Tausenden, nein zu Hunderttausenden ergoß es sich in das obere Spreethal, zu den Grunewaldseen, nach Tegel, in die Jungfernheide. Einen Hauptersolg hatte das im Osten gelegene Karlshorst, wo gerade am ersten Ostertag das erste große Berliner Hürdenrennen war und wo man die Zahl der Besucher auf 40- bis 50,000 schätzte. Diesem Rennen wohnten auch, wie Ihnen wohl berichtet ist, der Kronprinz und die Kronprinzessin bei. Deswegen war es an den anderen Ausfluosorten rund um Berlin nicht leer. Interessant war schon der Aufbruch der Frühlings-Schwärmer aus der Stadt. Denn das ist ja eigentlich die Hauptsache, wie man aus der Stadt herauskommt, wie man sich mit der Ueberfüllung von Straßenbahnen, Hochbahnen, Stadtbahn, abfindet; das Uebrige ist Nebensache. Ist man einmal draußen, so ist man auch begeistert, schon wegen der vielen Mühe und Unkosten, die man sich gemacht hat. Aber erst herauskommen! In den Straßenbahnen stopft sich's wie in einem besseren Heringsfasse; zu unserer besonderen Freude hat unser fürsorgender Polizeipräsident Herr v. Jagow gerade eben den „Ueberfüllungsparagraphen" der Straßenbahnordnung aufgehoben; infolgedessen lassen die Schaffner herein, wer will; im Mittelgang stehen Männlein und Weiblein, angstvoll an die Lederriemen der Decke geklammert und lassen sich eine halbe Stunde hin- und herschütteln, ehe der Bahnhof erreicht ist. Die „Große Berliner" fährt sogar schon mit offenen Sommerwagen, und das ist für den Berliner das sicherste Frühlingszeichen; ebenso, wie es Winter ist, wenn die „Große Berliner" die grünen Schutzdecken vor die Fenster zieht; darnach kann man sich richten, die Vorgänge in der Natur sind erst in zweiter Linie wichtig. Nicht minder arg ist die Ueberfüllung auf der Hochbahn, aber die ist ewig überfüllt und wir sind daran gewöhnt.

Die Hochbahn hat zudem die liebliche und wahrhaft weltstädtische Angewohnheit, daß etwa von vier vorhandenen Billettschaltern auf ihren Stationen meistens nur einer — auch an solchen Tagen — geöffnet ist; die wartende Menge läßt sich das ruhig gefallen und bildet Spalier vor dem einen Schalter. In der Stadtbahn muß man so wie so sich mit einem Stehplatz begnügen; einen andern zu verlangen, hieße in diesen Tagen Größenwahn bekunden. Die Bevorzugten der Menschheit fahren natürlich Auto, aber sie habens auf den großen Rennplätzen und an bestimmten Ausflugsorten kaum besser; kurz vor dem Ziel müssen sie auch im Schritt fahren, so groß ist das Gedränge der anfahrenden Wagen. Endlich ist man da, und kann sich auf den Waldwegen unter den Kiefern, an den Flußläufen und den Seeufern entlang ergehen. Irgendwo in einer Lichtung erhebt sich ein Wirthshaus, wo ein Mordslärm herrscht, wo eine Kapelle spielt, und die Kellner unablässig die gefüllten Seidel auf die Tische schmettern; das heißt dann gewöhnlich „Waldfrieden". Was einem an den Wirthshäusern gegen früher auffällt, ist die zunehmende Reklame (und der Verbrauch!) alkoholfreier Getränke; vor 12 Jahren wäre das noch nicht möglich gewesen. Man sieht auch neue Typen unter den Wanderern; Schaaren junger Mädchen ziehen ohne jeden männlichen Schutz, in graugrünes Lodengewand gehüllt, durch die Wälder; sie sind wunderlich bepackt, mit Rucksäcken, und eine von ihnen trägt eine Gitarre. Es sind Pfadfinderinnen, mitten im Walde fangen sie auf einmal an zu singen und Gitarre zu spielen. Das wäre sehr rührend, wären sie nur weniger bepackt! Es sieht wirklich nicht schön aus, wenn ein junges Mädchen sich herrichtet wie ein besseres Saumthier, und eigentlich hat sie's doch nicht nöthig. Auch männlichen Sängern mit der Gitarre begegnet man, und unfehlbar singen sie in der bescheidensten Berliner Kiefern-Lichtung das bekannte: Wer hat dich du schöner Wald usw. Abends erfolgt dann der Rückmarsch, unter eben solchen Schwierigkeiten wie der Auszug und unter wahrhaft todesmuthiger Aufopferung der armen geplagten Eisenbahnbeamten. Wer übernachten will, der thut wohl, in den besseren und beliebteren Gasthöfen sein Zimmer drei Wochen vorher zu bestellen; sonst hat er keine Aussicht, ein Bett zu bekommen. Am zweiten Tage, dem Ostermontag, sieht man gewissermaßen den Rückstoß dieser Massenbewegung, nämlich den Besuch des Landes und der nahen Provinz, die ihrerseits nach Berlin kommen — eine der seltenen Gelegenheiten, wo man ländliche Kostüme in der Reichshauptstadt sieht. Diese Provinz macht sich in den Restaurants der Friedrichstadt, im Thiergarten und in den Museen breit. Sie kommt dort aber keineswegs hin, um zu bewundern, i wo! Sie folgt zunächst dem unausrottbaren Gemüthsbedürfniß unserer gesammten Provinz, Berlin zunächst einmal gehörig durchzuhecheln. „Diese Berliner! Nie kommen sie dazu, gehörig rechts zu gehen —!" äußert ein dicker Zeitgenosse mit dem ganzen Selbstgefühl von Tangermünde, der durch den Massenverkehr nicht durchkommt. Und seine Gattin meint, naserümpfend einige weibliche Toiletten musternd: „Nein, Otto! So 'ne Personen sieht man doch nur in Berlin!" Otto nickt stumm und entrüstet. Die ganz Raffinirten, die die Ostertage mit Genuß feiern, die gehen überhaupt nicht heraus. Sie freuen sich, daß die Bäume am Potsdamer Platz wieder grün werden, daß man bei Josty wieder draußen sitzen kann; sie genießen auf der Terrasse des Rheingold ein Mittagsmahl und beobachten die nach dem Thiergarten strömende Menge. Der Frühling, die Natur, die warme Luft, alles sehr schön. Aber — der Ueberfüllungsparagraph!

Lokal-Bericht

Vermißt.

Gestern erschien Herr Caspar Rechstein, von No. 2010 Mohawk Place, im Detektiv-Hauptquartier, um das Verschwinden seines 21 Jahre alten Sohnes Andrew mitzutheilen. Andrew befand sich mit seinem Vater in dessen Materialwaaren-Geschäft und schloß am Samstag wie gewöhnlich das Geschäft um 11 Uhr. Seit dieser Zeit ist der junge Mann verschwunden. Die Eltern können keinen Grund für das Verschwinden ihres Sohnes finden und nehmen an, daß sich derselbe nach Philadelphia gewandt hat, wo er früher einmal thätig gewesen ist. Andrew war drei Monate in dem Geschäft seines Vaters thätig.

Sterblichkeitsbericht.

Margarethe Woodington, 79, Heim der Armenschwestern, Nierenleiden.
John Blau, 52, Hospital zum Barmherzigen Samariter, Blinddarmentzündung.
Martin Doerr, 53, Madisonville, Inquest in Schwebe.
Lester Schwarm, 3, Deutsches Allg. Prot. Waisenhaus, Lungenentzündung.
Elisabeth Weber, 70, 1214 Yarmouth Avenue, Krebs.
Arthur Davis, 8 Monate, 316 W. 7. Str., Luftröhrenentzündung.
Michael Cohn, 2 Monate, St. Josephs Findelhaus, Schwäche.
Rose Stagge, 1, 2124 Madison Avenue, Schwäche.
Anna L. H. Monfort, 68, 2950 Gilbert Avenue, Zuckerruhr.
Orin Waddell, 69, 3004 Gilbert Ave., Gehirnschlag.
Florence M. Blomberg, 38, 3116 McGrew Avenue, Herzleiden.
Frank Granger, 50, Longview, Schwäche.
Sarah Long, 69, 573 Considine Ave., Nierenleiden.
Lawrence Judge, 56, 1605 Reading Road, Krebs.
Lovena Bultermann, 7, 1169 Sherman Ave., Diphtheritis.
Otto Geyer, 29, 4219 Columbia Road, Tuberkulose.
Hermann Hudepohl, 75, 2714 Eleinview Ave., Gehirnschlag.
John Guckine, 42, 1229 Main Straße, Inquest in Schwebe.
Henry Weber, 69, 4222 Hamilton Avenue, Krebs.

Geburten.

William und Mildred Meyer, 1610 Carll Straße, Mädchen.
Fred. und Rachel Knoit, 4216 Mad Anthony Str., Mädchen.
John und Marie Miller, Williams Avenue, Mädchen.
Frank und Anna Holtmann, 2821 Sidney Ave., Knabe.
Edward und Anna Heckel, Madisonville, Knabe.
Charles und Minnie Gers, 1327 Sycamore Straße, Mädchen.
Geo. und Rose Nordmeyer, 1525 Mad Anthony Straße, Mädchen.
Ferdinand und Elisabeth Heinika, 1808 Race Straße, Knabe.
William und Martha Hauser, 45 Ost Clifton Ave., Mädchen.
Fred. und Louise Koch, 213 Ost Clifton Ave., Knabe.
William und Sadie Rueter, Kirby Road, Mädchen.
Ile und Rosa Nagj, 1733 Elm Straße, Knabe.
Marinko und Mila Nenadov, 426 Oliver Straße, Knabe.
Stephan und Katie Focht, 1908 Race Straße, Knabe.
Stephan und Juliana Muntian, 2102 Central Ave., Knabe.
Isa und Danica Stevin, 313 Charlotte Straße, Mädchen.
Milan und Anna Bavlov, Turner Alley, Knabe.
Christopher und Florence Puchot, 3387 Eastern Ave., Mädchen.

Die Dummen werden nicht alle.

J. A. Marr von Richmond, Va., welcher sich besuchsweise in Cincinnati aufhält, scheint Amerika nicht zu kennen und war ein großer Narr, sich einem ihm völlig unbekannten Mann anzuvertrauen, dessen Bekanntschaft er kurz nach seiner Ankunft in Cincinnati in einer Gastwirthschaft an der Vierten Straße und Central Ave. gemacht hatte. Die schnellgeschlossene Freundschaft wurde gehörig begossen, und ersuchte der Fremde den Marr, während der Montag Nacht bei ihm zu schlafen. Marr nahm die Einladung an, mußte jedoch gestern Morgen zu seinem Erstaunen gewahren, daß sein Gastgeber sowie seine Diamantnadel im Werthe von $885, eine Uhr im Werthe von $35, sein Handkoffer, welcher außer anderen Gegenständen auch $70 in Baar enthielt, verschwunden war. Marr konnte eine gute Personalbeschreibung des Burschen abgeben.

Glücklich abgelaufen.

Feuerchef Frede von der Feuerwehr in St. Bernard, hatte ein knappes Entkommen vom sicheren Tode, als er in der Montag Nacht beim Löschen eines Brandes in einem Hause an der Prosser Avenue und Murray Road, Elmwood Place, durch eine nachgebende Decke stürzte. Der Chef hat nur leichte Abschürfungen davongetragen.

Neues Wandelbildertheater.

Die Clifton Amusement Co. suchte gestern im städtischen Baubureau um einen Erlaubnißschein für den Bau eines Wandelbildertheaters nach, das mit einem Kostenaufwand von $35,000 an der Ludlow Avenue, zwischen der Clifton und der Telford Avenue, errichtet werden soll.

Schwer bestraft.

Der Polizist Harry Moeller vom ersten Distrikt, der vor einigen Tagen in einem Hause an der George Straße von seinem Vorgesetzten schlafend angetroffen worden war, wurde gestern von Sicherheitsdirektor Holmes für die Dauer von sechs Monaten vom Dienst suspendirt.